

HANNAH HÄFFNER

Nordsee-Nacht



GOLDMANN

## *Buch*

Der Küstenort Hulthave 1987: Die kleine Friederike verschwindet spurlos aus einem Zeltlager. Kommissar Wedeland ermittelt fieberhaft, aber vergebens. Das katastrophale Ereignis legt sich wie ein Schatten über das Städtchen am Meer und das Leben der Betreuerin Sascha, die an ihren Schuldgefühlen zu zerbrechen droht. 25 Jahre später wird am Strand eine bewusstlose Frau gefunden. Als sie erwacht, kann sie sich an nichts erinnern. Schnell kommt das Gerücht auf, es handle sich um Friederike. Daraufhin kehren Sascha und Kommissar Wedeland nach Hulthave zurück – denn es ist Zeit, endlich die Wahrheit über jene verhängnisvolle Nacht herauszufinden ...

Informationen zu Hannah Häffner  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Hannah Häffner

---

Nordsee-Nacht

Roman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Neuausgabe Juli 2026

© 2020 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, D-81673 München  
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: thehague / Getty Images und Quality Stock Arts / shutterstock

Redaktion: Regina Carstensen

BH · Herstellung: ik

Satz: Mediengestaltung Vornehm GmbH, München

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49920-5

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

## Prolog

Friederike spürt das kühle, feuchte Gras unter ihren Füßen, wie es nachgibt, schmatzend und glitschig. Wie ihre Sohlen bei jedem Schritt, für den Bruchteil einer Sekunde, zu schwimmen scheinen, bevor sie Halt finden auf der kalten, festen Erde.

Kein Geräusch. Nur ihr eigener Atem und ihr Herzschlag, der in ihren Ohren pocht, und sie sieht, zwischen den Zweigen hindurch, die Sterne und den schiefunden Mond.

Vorsichtig setzt sie einen Fuß vor den anderen. Sie haben sie nicht bemerkt. Davor hatte sie Angst gehabt. Dass jemand sie entdeckt, sich ihr in den Weg stellt, als großer Schatten. Oder eine Hand, die sich schwer auf ihre Schulter legt, plötzlich, aus dem Nichts heraus. Dazu eine wütende Stimme: »Was machst du hier draußen, ab ins Bett«, und am nächsten Tag Strandverbot. Dann wäre alles umsonst gewesen.

Aber nichts. Niemand ist ihr gefolgt. Niemand sieht sie. Sie versucht, noch leiser zu atmen, geht vorwärts, so vorsichtig sie kann. Ein Schritt und noch einer.

Etwas huscht in ihrer Nähe vorbei. Sie will schreien, stattdessen presst sie die Lippen fest aufeinander. Bestimmt war es nur eine kleine Maus. Sie mag Mäuse. Vor Katzen fürchtet sie sich. Und Schlangen hasst sie. Gibt es hier Schlangen? Jemand hat ihr einmal erzählt, dass es überall Schlangen gibt. Überall!

Ein weiterer Schritt. Und noch einer. Wohin sie unterwegs

ist, weiß sie nicht so genau. Sie weiß nur, dass sie wegwill. Hier sind sie nett zu ihr, und es gibt Nougatcreme zum Frühstück. Zwei der anderen Mädchen haben sogar gesagt, dass sie ihre Freundinnen sein wollen. Aber trotzdem. Friederike mag nicht an diesem Ort sein. Sie hat gar nicht erst herkommen wollen, aber ihre Eltern haben gesagt, dass sie sich schon eingewöhnen wird. Dass es Spaß machen wird. Ein echtes Abenteuer.

Es macht keinen Spaß. Es ist laut, den ganzen Tag, und sie hasst, wenn es laut ist. Sie kann dann nicht nachdenken. Die anderen Kinder lachen und schreien, und Friederike fühlt sich verloren zwischen ihnen. Jeder kann sehen, dass sie anders ist.

Sie hat versucht, wie sie zu sein, lärmend und wild. Hat sich bemüht, zu lachen und zu schreien wie sie, aber es hat sich falsch angefühlt. Sie gehört nicht hierher, auch wenn sie nicht weiß, wohin sie sonst gehört.

Friederike wischt sich mit dem Ärmel übers Gesicht, in der kalten Nachtluft läuft ihr die Nase. Sie hätte Taschentücher einstecken sollen. Und ein Brötchen, etwas zu trinken. Ihr Mund ist vor Aufregung ganz trocken.

Sie hat keine Angst. Sie sagt es laut. Ich habe keine Angst. Und es stimmt. Sie hat keine Angst. Um sie herum ist es schattendunkel, aber auf eine friedliche Weise. Alles ist ruhig, und so will sie es.

Sie hat es fast geschafft. Sie ist gleich am Zaun. Friederike weiß, dass es kein Problem ist hinüberzuklettern, sie hat es am Tag zuvor ausprobiert. Heimlich. Klettern kann sie gut, es macht ihr Spaß. Ihre Großmutter meint, sie würde auf Bäume klettern wie ein Eichhörnchen.

Noch ein paar Schritte. Dann streckt sie die Hand aus und fühlt den kalten Draht. Es gibt ein Tor, doch es ist weit ent-

fernt, und sie glaubt, dass es in der Nacht beleuchtet ist. Es könnte sogar sein, dass dort jemand sitzt und aufpasst, wer rein- und rausgeht.

Darum muss sie über den Zaun. Sie greift in die Maschen, bewegt sich konzentriert. Ihre Hände und Füße wissen ganz genau, was sie zu tun haben.

Und dann steht sie auf der anderen Seite. Die Straße ist im Mondschein zu erkennen, niemand anderes ist unterwegs. Es gibt nur sie allein.

Plötzlich wird ihr ganz heiß. Es beginnt auf ihrer Haut zu kribbeln, in den Handflächen und im Nacken. *Was, wenn es keine gute Idee war? Was, wenn es ganz und gar falsch war?*

Sie hat weggewollt, hat jenseits des Zauns stehen wollen. Sie hatte gedacht, dass ab diesem Moment alles besser werden würde. Aber jetzt ist sie drüben, und ihr wird klar, dass sie sich keine Gedanken darüber gemacht hat, wie es dann weitergeht. Dass sie allein ist. Nicht auf die Art allein, die sie sich ausgemalt hat, ohne den Lärm und ohne das Geschrei. Sondern wirklich allein auf der Welt. Verlassen.

Jetzt hat sie Angst. Große Angst. Was soll sie tun? Soll sie wieder auf die andere Seite klettern? Was, wenn sie sie erwischen, wie sie ins Zelt zurückschleicht? Wird man sie bestrafen? Und dann merkt sie, dass es ihr egal ist. Ganz egal. Sie will zurück. Sollen die anderen doch sagen, was sie wollen.

In diesem Augenblick nähert sich ein Licht. Sie presst sich mit dem Rücken gegen den Draht und hält die Luft an. Es blendet sie, und sie dreht den Kopf weg. Es ist ein Auto. Wird es langsamer? Vielleicht hat jemand sie gesehen und will ihr helfen. Vielleicht, denkt sie, vielleicht wird doch noch alles gut.



**Teil I**  
**1987**



# 1

Natürlich waren sie außer Rand und Band. Es war das ungeschriebene Gesetz, das über allem stand und immer galt: Spätestens nach zwei Stunden Busfahrt herrschte das blanke Chaos. Dann waren die Kinder so überdreht und überzuckert, so voller aufgetauter Energie, so aufgereggt, dass es kein Halten mehr gab. Sie hüpfen, sämtliche Ermahnungen ignorierend, auf den Sitzen, lachten schrill über die banalsten Witze und lagen sich kreischend vor Begeisterung in den Armen, nur um sich im nächsten Moment ehrlich und für immer zu hassen. In der Regel dauerte es danach nicht mehr lange, bis es zu handfesten Auseinandersetzungen kam. Und tatsächlich, die pummelige blonde Nadine und Anja mit den dunklen Locken gerieten über die letzte saure Schlange aneinander, die Nadine, nein Anja, nein Nadine, nein Anja, unbemerkt aus der Zuckertüte genommen hatte. Dann hatte Nadine begonnen, Anja zu schubsen, und Anja, in höchster Not, musste sich Nadines Haarspange gegriffen haben, denn die Spange mussten sie ihr nun aus der kleinen fettigen Faust winden, zusammen mit einigen dünnen blonden Haaren.

Nadine schrie wie am Spieß, ohne im Entferntesten die Absicht erkennen zu lassen, jemals wieder damit aufzuhören. Irgendwann, geradezu zwangsläufig, fielen mehrere der anderen Kinder in das Geheule ein, ein schleichender Übergang

von Gequengel zu Gejammer, bis schließlich hin zur offenen Revolte. Jonathan Belling dachte kurz daran, aus dem fahrenden Bus zu hechten, nach Hause zu trampen und den Job als Betreuer sausen zu lassen. Aber er blieb. Gemeinsam mit den anderen aus dem Team beruhigte er die tobende Meute, mit eiserner Geduld und zusammengebissenen Zähnen. Sie lächelten aufmunternd, verteilten Kaubonbons, stimmten ein paar verzweifelt-fröhliche Lieder an. Die endlosen Strophen, heruntergeleiert von einer verheulten Bagage, waren die Hölle. Aber in einem Bus voller kleiner Terroristen erschien die Hölle manchmal wie ein passabler Ausweg.

Und dann waren sie endlich da. Willkommen in Hulthave. Jonathan stieg aus dem Bus und sagte sich, dass es nur noch besser werden könne. Ab diesem Punkt wurde es meistens besser, das wusste er aus Erfahrung. Er streckte sich, spürte, wie sich das verschwitzte, klebrige T-Shirt von seinem Rücken löste. Atmete frische, kühle Abendluft, die nach Meer und Sommer roch.

Hinter ihm fielen fünfundzwanzig Sechs- bis Achtjährige in Knäueln über ihre Füße und aus dem Bus, während er den Blick über das Areal wandern ließ. Grasflächen, mehr gelb als grün. Graue, zweckmäßige Gebäude, ein Kiosk, ein Häuschen für den Verwalter. Gesprungene Betonplatten auf dem Boden, einen der Risse spürte er durch die dünnen Sohlen seiner Schuhe.

Er sah eine seiner Kolleginnen, Sascha, wie sie mit einem der Mädchen fest an der Hand zu den Waschräumen hastete. Er sah drei der Jungs, die sich mit Tupperdosen, in denen sich wohl ihr Reiseproviant befunden hatte, die Köpfe einschlugen. Er sah Ruth, eine ruhige Rothaarige mit Batikshirt, die die Lei-

terin des Betreuerenteams war, wie sie Blut von einem kleinen Knie tupfte. Ute, die Dünne mit den kurz geschorenen Haaren, versuchte geduldig, den Rest der Horde zu bändigen.

Er schloss kurz die Augen. Einundzwanzig, zweiundzwanzig. Dann war er bereit, sich wieder ins Chaos zu stürzen. »Michael? Du heißt doch Michael! Genau dich meine ich!« Der Junge mit der Tupperdose flitzte davon, er hinterher. Es ging wieder los.



## 2

Er sah sie und wusste, dass er tun musste, was er nicht konnte. Was er nicht wagte. Er musste zu ihr gehen, musste ihr nahekommen, so schön war sie, so unglaublich schön, dass es wehtat im ganzen Körper. Sie stand am Rand des Wassers, Kinder liefen kreischend um sie herum, nichts als Störungen in der Atmosphäre, denn der Mittelpunkt war sie. Der Sand unter seinen Sohlen gab nach, machte es ihm schwer, zu ihr zu gelangen. Noch schwerer, als es ohnehin schon war.

Vor ihm lag das Meer, träges, schieferfarbenes Metall bis zum Horizont, geschaffen, um ihre Vollkommenheit zu spiegeln. Er mochte das Wasser, weil es keine sinnlosen Fragen stellte und weil es auch nicht klüger oder besser war als er. Wasser war einfach Wasser, so wie er einfach Torsten war.

Er wusste, dass er hässlich war, aber das Meer schien das nicht zu kümmern, es war, als schluckte es all seine Erbärmlichkeit. Schaute man über das Wasser, schaute keiner zurück. Keiner, der höhnte oder spottete oder den Kopf schüttelte, wie die Menschen es sonst immer taten, immer getan hatten, sein ganzes Leben lang.

Er konnte die junge Frau lachen hören, zwischen den hellen Stimmen der Kinder ihre weiche, unvergessliche. Ein reines Lachen, kein böses, nur Freude, nur Wärme. Und als wäre er nicht er selbst, als wäre er nicht so dumm und feige, wie er nun

einmal war, tat er es. Er ging zu ihr, stolperte, aber hielt nicht inne. Und dann war er da, bei ihr.

Er stand vor ihr, und die Fragen wollten aus seinem Kopf, drängten aus seinen Augen, seinem Mund. Wer bist du? Wie heißt du? Warum bist du so schön? Warum lachst du mich an, einfach so? Die Fragen drängten, doch er sagte nichts, lächelte nur und atmete. Atmen, das konnte er.

Wer sie war, das verriet sie ihm auch so, mit dieser unglaublichen Stimme. Sascha hieß sie, Sssascha eigentlich, denn ihre Zunge sumnte und sang bei jedem S. Sascha. Er kannte eine Sascha aus dem Jugendverein, mit rundem Rücken und breiten Zähnen, aber das hier, das war etwas anderes. Eine süße, summende Sascha mit blonden Locken, die zitterten, wenn sie lachte. Blond und silbern, mit einem Reif aus Meersalz und Sonne, und er fühlte den unwiderstehlichen Drang, eine Strähne um seinen Daumen zu wickeln. Er tat es, traute sich, doch sie entzog ihm die Locke und lachte, als passierte ihr das ständig, dass Menschen nach dem Gold und Silber griffen, das ihr aus dem Kopf sprudelte. Ihre braunen Augen waren dunkel, fast schwarz, saßen wie verbranntes Holz in ihrem Gesicht.

Er wusste nicht, was er sagen sollte, doch dann merkte er, dass sie schon redeten. Redeten und redeten. Die Sonne schien kalt und weiß. Die Kinder, die Sascha beaufsichtigte, buddelten nun im Sand und plapperten leise vor sich hin. Es waren nur die Jüngeren, sieben oder acht Jungen und Mädchen, die Älteren veranstalteten eine Schnitzeljagd, das erzählte sie ihm jetzt. Die Kleinen waren friedlich, fast wirkten sie wie eine Kulisse. Als wären Sascha und er unter sich, nur sie beide, Kiesel unter den Füßen, rauer Sand. Er wusste, dass er nie weniger allein gewesen war als in diesem Moment.

Er hatte nicht den blassesten Schimmer, was er ihr erzählte, er erinnerte sich nicht einmal, was er vor zehn Sekunden gesagt hatte, aber sie lächelte. Und wie! Die Wellen klickerten, silbernes Holz zu seinen Füßen, eine Möwe, die ihren Schrei herauswürgte wie einen toten Ton, und endlich war in seinem Leben einmal alles so, wie es sein sollte.

Sascha blickte über den Strand. Sie überlegte. Er sah, wie sie den Ärmelsaum ihres Strickpullovers nach innen zog, Sandkörner zwischen den Maschen. Ihr Silber- und Goldhaar wehte mit dem Wind, sie drehte ihr Gesicht zu ihm, und er stellte sich vor, wie es wäre, wenn sie ihn einfach küsste.

Er würde es den anderen nicht erzählen. Obwohl er wusste, dass sie staunen würden. Eine Sascha, seine Sascha, und ein echter Kuss. Wer hatte das schon. Aber er würde schweigen. Kein Wort verraten. Dieser Augenblick wäre seiner, ganz allein seiner, und sie hatten darin nichts verloren. Sascha lächelte und wusste nicht, was er dachte. Das war vielleicht gut so.

Eines der Mädchen begann zu weinen. Sascha entfernte sich von ihm, und kurz war er wütend auf das Kind. Er spürte, wie eine scharfe Hitze unter seine Kopfhaut fuhr, seine Zehen krallten sich in den Sand. Sascha umarmte und tröstete das Mädchen. Es schmiegte sich an sie, vergrub das Gesicht in den Goldhaaren, und ihm war, als presste sich sein Herz durch seine Haut nach außen.

»Nicht weinen, Helene«, murmelte sie, und er wunderte sich, dass er die Worte verstand. Es musste an ihrer Stimme liegen, die sich von allem abhob, die hervortrat und den direkten Weg in sein Hirn fand. Jetzt kitzelte sie das Mädchen, bis es sich kichernd in ihren Armen wand. Die anderen Kinder kamen gelaufen und stürzten sich auf sie, ein wirres Durcheinander von dünnen Armen und Beinen und Gelächter. Er fühlte

sich außen vor. So sah Glück aus, selbstvergessen, zeitvergessen, weltvergessen, und er wünschte sich, einmal so etwas spüren zu können.

Sascha rappelte sich auf und klopfte den Sand von ihrer kurzen Hose. Sie sagte etwas zu den Kindern und kam dann zu ihm. Aus ihrer Jutetasche kramte sie eine kleine Kamera und reichte sie ihm.

»Machst du ein Foto von mir und den Kindern?«

Seine Hände waren feucht, als er den Apparat entgegennahm. Er war sich nicht sicher, ob er wusste, wie er funktionierte. Die Kinder sammelten sich um Sascha.

»Und jetzt denken wir alle an etwas Lustiges!« Ihre Stimme wurde immer schöner, mit jedem Wort.

Die Kinder zogen auf Kommando angestrenzte Grimassen, wollten es ihr recht machen und sahen dabei aus wie ein Haufen kleiner Monster. Nur eines, ein blasses Mädchen in einem hellroten Badeanzug, verzog keine Miene. Es schaute geradeaus und zupelte an einer Strähne seines braunen Haars. Er sah, wie Sascha es sanft in den Bauch piekte.

»Lach mal, Friederike!«

Doch das Mädchen lächelte nicht. Etwas Entschuldigendes lag in seinem Blick, als bäte es um Verständnis.

Sascha strich der Kleinen über den Kopf, dann sah sie sich nach ihm um. Gab ihm ein Zeichen. Sie legte die Arme um die Kinder, umfasste so viele von ihnen, wie sie nur konnte. Lachte das schönste Lachen der Welt, und alles Licht sammelte sich in ihren Haaren, ihren Augen, ihrem Blick.

Ihm wurde ganz flau. Schnell drückte er auf den Auslöser. Er wusste, er würde diese Fotografie nicht besitzen müssen. Das Bild würde immer da sein, wenn er die Augen schloss. Immer.

Sascha rief den Kindern etwas zu, das der Wind davontrug. Zu ihm sagte sie, dass sie gehen müsse. Aber er würde sie wiedersehen, das wusste er. Sonst, und das war eine felsenfeste Wahrheit, ergäbe nichts, aber auch gar nichts einen Sinn.



### 3

Der Geruch von Laub und frisch gewaschenen Kindern. Dazu Früchtetee, rot und sauer. Zwieback. Das Rascheln von Schlafsäcken, Gekicher, geflüsterte Worte. Jonathan hasste diese Zeltlager, wusste nicht, warum er sich jedes Jahr wieder dazu überreden ließ, als Betreuer einzuspringen. Doch er liebte sie auch, irgendwie. So wie man anfängt, etwas zu lieben, das man lieben muss, weil man sonst verrückt wird. Er selbst hatte als Kind seine Sommer so verbracht, statt in ferne, heiße Länder war es in den Teutoburger Wald gegangen oder an den Bodensee. Die Kinder sollten kernig, gesund und mit roten Backen zurückkehren, braun gebrannt, müde getobt. Vor allen Dingen aber sollten sie, bevor sie zurückkamen, erst einmal wegfahren, das war das Entscheidende. Nicht um die Rückkehr ging es, sondern um den Abschied, damit die Eltern ihre Ruhe hatten.

Seine Eltern hatten gerne ihre Ruhe gehabt, selbst wenn sie, davon war er überzeugt, auch während er fort war, nur vor dem Fernseher saßen, mit Salznüssen und Sprudelwasser. Jetzt jedenfalls hatten sie ihre Ruhe, und zwar auf unbestimmte Zeit. Schon seit Wochen hatte er nicht mehr bei ihnen angerufen, der letzte Besuch war an Weihnachten gewesen, und auch der nicht freiwillig. Sein Studium gefiel ihm, er lebte das Leben, das er sich gewünscht hatte, und seine Eltern kamen nicht darin vor. Alles war anders jetzt, und es war besser so.

Nur die Zeltlager waren geblieben, weil sie ihm, wie er zu seiner Verwunderung festgestellt hatte, fehlten, wenn er einen Sommer lang zu Hause blieb. Irgendwie schien er sie zu brauchen. Er starrte auf seinen Skizzenblock, der bis auf einige dahingeworfene Umrisse noch leer war. Ihm fiel nichts ein, dabei waren solche Stunden, allein, ungestört, einzig umgeben von Dunkelheit und zuckenden Schatten, die beste Inspiration. Er war froh, dass er Manfred Orschowski losgeworden war. Orschowski, den er von früheren Ferienfreizeiten kannte, hatte darauf bestanden, ihm eine Weile Gesellschaft zu leisten, hatte ihn vollgequatscht mit uninteressanten Frauengeschichten, bis er schließlich, Gott sei Dank, vor gut einer Stunde zu Bett gegangen war.

Jonathan Belling hob den Blick vom Papier, ohne zu wissen warum, und sah, wie Sascha Götz näher kam. Sie war seine Wachablösung, doch sie war zu früh. Vielleicht wollte sie reden. Hoffentlich. Sascha war hübsch, mit ihren blonden Locken, und er mochte, dass sie so war, wie man sich Zeltlagermädchen vorstellte: praktisch gekleidet, ungeschminkt, mit kühlen Händen und heißen Wangen. Jetzt stand sie vor ihm, in Jeans und Regenjacke, die Füße in festen Schuhen und die Hände in den Taschen. Sie wirkte kein bisschen müde, grinste sogar ein bisschen.

»Schichtwechsel! Du hast es geschafft, Jonathan, ich übernehme.«

Er nickte. »Setz dich!« Er klopfte auf den Baumstamm, auf dem er saß, und sie ließ sich nieder.

Die Tatsache, dass sie durch ihre Jeans dieselbe rissige, raue Rinde spürte wie er, dass sie die Wärme fühlte, die von seinem Körper ausging, so wie er ihre, machte ihn nervös. Das war ungewöhnlich. Er hatte nie Probleme mit Mädchen gehabt –

wenn er eines mochte, konnte er sich fast sicher sein, dass es ihn auch mochte. Und Sascha schien ihn zu mögen. Sie redeten und redeten, obwohl er längst hätte zu Bett gehen sollen. Man konnte sich gut mit ihr unterhalten, sie hörte zu, und wenn sie etwas sagte, war es, als hätte sie sich über gerade diese Sache schon seit Langem tiefgründige Gedanken gemacht. Irgendwann hörte er nur noch ihre Stimme und verstand nicht mehr, was sie sagte. Sein müdes Hirn machte aus ihrem Singsang, ihren Blicken und den goldenen Haaren etwas unbeschreiblich Schönes. Er griff nach ihrer Hand.

Warum sie es tat? Vielleicht, um es getan zu haben. Um den Moment in ihrer Erinnerung liebevoll zu verfälschen, aufzubauschen zu einer prägenden Erfahrung. Um sich nicht nachher darüber zu ärgern, es nicht gemacht, die kostbare Chance verpasst zu haben, die Chance auf eine kleine Verrücktheit, die schlaflose Nächte mit schönen Bildern füllen konnte. In jedem Fall tat sie es nicht, um es zu tun, denn es war nicht einmal besonders schön. Nicht berauschend, nicht erregend und ganz sicher nicht außergewöhnlich. Aber es war einfach richtig, in diesem Moment.



## 4

Das Dunkel war um ihn, und er fühlte sich sicher. Sie konnten ihn nicht sehen, aber er sah sie, sah sie wie durch einen Tunnel. Sah, wie ihr Haar den schwachen Schein des Feuers reflektierte und Gelb in Gold verwandelte. Sah, wie der junge Mann sie anschaute, anstarrte, in ihr versank, so wie jeder in ihr versinken wollte, um die Welt hinter sich zu lassen. Der Mann griff nach einer Locke; ihm entzog sie sie nicht. Er musste würgen, vor Enttäuschung, vor Zorn. Der Mann fasste sie an, und er saß hier, verborgen im Schatten, der Hässliche, der Einsame, und die Wut tat weh, aber am allerschlimmsten war die Scham.

Er war gekommen, um ihr nahe zu sein, die Luft zu atmen, die sie atmete, um die silbrigen Geräusche der Nacht zu hören, wie sie sie hörte. Um vielleicht, mit viel Glück, einen Blick zu erhaschen, auf eine verschlafene, zarte Sascha, wie sie sich aus einem Zelt stahl und zu den Waschräumen huschte, fest in eine Strickjacke gewickelt.

Das hatte er sich gesagt. Ihr nur nahe sein, ihr nur näher sein, als er es sonst gewesen wäre, in seinem Bett. Doch in Wahrheit hatte er gehofft.

Was, wenn sie es auch fühlte? Nur einen Bruchteil dessen, was sich in seinem Inneren Bahn brach? Wenn sie sich nach ihm sehnte wie er nach ihr?

Was, wenn sie auf ihn wartete, aus dem Zelt trat, um sich

ihm zu zeigen. Auf ihn zuging und seine Hände nahm, zögernd und sanft, seine Arme um sich legte und gegen ihn sank, mit all ihrer Wärme und Kühle zugleich. Was wenn. Was wenn.

Aber natürlich war es nicht so. Würde es nie so sein.

Und er schämte sich. Schämte sich, dass er so dumm gewesen war zu hoffen.

Die beiden saßen dort, Sascha und der Mann, und das war, wie es eben war, das war, womit er leben musste, das war, wie es immer sein würde. Nicht er war das dort neben Sascha, auf dem Baumstamm, nicht seine Hände waren in ihrem Haar, sondern die des Mannes. Er beobachtete, wie die beiden noch näher zueinanderrückten, hörte sie murmeln.

Was dann passierte, drang zu ihm wie durch einen Nebel. Als hätte die Dunkelheit zwischen ihm und den beiden Menschen am Feuer sich in schwarzen Rauch verwandelt.

Leises Lachen. Blicke. Hände auf Händen. Und dann die Lippen des Mannes auf denen von Sascha. Ihre Körper verschwammen im Schein des flackernden Feuers, wurden eins. Sascha, eins mit einem anderen.

Ihr Verrat war unübersehbar, unvergesslich, unverzeihlich. Da war etwas Salziges in seinem Mund, aber es war kein Blut. Es waren Tränen, die er sich von den Lippen geleck hatte, und sie schmeckten so, wie der Moment sich anfühlte.

## 5

Sascha ging von Zelt zu Zelt und zählte. Eins, zwei ... sieben, acht, zehn ... Alles war, wie es sein sollte. Fünfundzwanzig Köpfe, wie kleine Stöpsel auf den plustrigen Schlafsäcken, die bei jeder traumschweren Bewegung raschelten und knisterten. Keines der Kinder war wach. Sie schliefen tief und fest, so wie man eben schlief, wenn man den ganzen Tag herumgerannt war, wild geplanscht und sich die Seele aus dem Leib gejoht hatte. Es waren alle da. Jeder einzelne kleine Kopf war da, wo er sein sollte.

Sie spürte die vertraute Erleichterung, die ihren Bauch von innen warm werden ließ. Sie wusste um die Verantwortung, die mit ihrer Aufgabe verbunden war, eine Verantwortung, der das lächerlich geringe Taschengeld, das sie als Betreuerin erhielt, nicht im Mindesten gerecht wurde. Es war eher ein Dienst an der Allgemeinheit, keine Arbeit, mit der man wirklich etwas verdienen konnte. Und auch wenn andere aus ihrem Semester in Eisdielen oder am Fließband das Zehnfache bekamen und sich schicke Kleider und Taschen leisten konnten, so war sie doch zufrieden, so absurd es auch erscheinen mochte.

Was sie tat, war sinnvoll. Waren die Kinder glücklich, war sie es auch. Wenn sie kicherten und kreischten, wenn ihre kleinen nackten Bäuche pumpten vor Lachen, weil wieder einmal einer von ihnen vom Steg gefallen oder auf einen Frosch getreten war,

dann konnte man sich ihr nicht entziehen, dieser puren Freude, frisch und noch nicht von Ängsten und Sorgen durchwachsen wie von zähen, knotigen Wurzeln. Diese kleinen Bälger barsten fast vor Unbekümmertheit, sie strömte ihnen aus allen Poren und aus den Höhen ihres Lachens, und das Schlimmste, und dabei auch das Allerschönste war, dass sie sich dessen in keiner Sekunde bewusst waren. Sie ahnten nicht einmal, dass es bald vorbei sein würde, dass diese Tage ohne ein Übermorgen vergänglich waren. Das war es ja gerade. Deswegen waren sie, wie sie waren. Bezaubernd und unangetastet vom Leben.

Hätte man sie gefragt, in irgendeinem dieser sorglosen Momente, ob sie etwas ändern wollten, jetzt, sofort, dann hätten sie vermutlich noch nicht einmal eine Antwort gewusst. Sie hätten nur verständnislos dreingeschaut, vielleicht kurz mit den Schultern gezuckt, und im nächsten Augenblick wären sie verschwunden gewesen, Besseres zu tun, Wichtigeres zu tun. Keine Zeit für dumme Fragen, die störend, ja vollkommen unwichtig waren, wenn es zum Meer doch gar nicht weit war und man schon die Badesachen anhatte.

Diese Unmittelbarkeit tat Sascha gut. Sie war eine, die gerne zu viel grübelte, schweren Gedanken nachhing, sich an sie klammerte, mit ihnen in ein Tief und das nächste sank. Die Fröhlichkeit half ihr, nicht davonzutreiben, die Tatsache, dass es nur um das Heute ging, gab ihr Halt.

Sie ließ sich wieder auf ihren Platz an der Feuerstelle nieder, wickelte ihr Tuch fester um den Hals und zog die Beine an, die in der feuchten Luft schon etwas steif geworden waren. Sie vergrub die Nase in ihrem Pullover. Er roch nach ihm. Eindeutig. Dieser frische Duft klebte jetzt an ihr, und sie wusste, dass sie nie wieder etwas Ähnliches riechen würde, ohne an ihn zu denken.

Als der Morgen hereinbrach, war sie hellwach und durchgefroren. Verschlafen krochen die ersten Kinder aus den Zelten, mit zerknautschten Gesichtern und wirren Haaren, noch unsicher, wo sie sich befanden und ob es ihnen dort gefiel. Morgens war immer alles wieder fremd, was am Abend zuvor noch vertraut und gut und recht gewesen war. Der frische Geruch der Wiese, die feuchte Kühle in der Luft und keine Rituale, keine Mama, die sie aus dem Bett holte und ins Bad scheuchte.

In ihrer Verunsicherung suchten nicht wenige, vor allem die Kleinsten, fast instinktiv menschliche Nähe. Sascha lächelte, als das erste Kind zu ihr gehuscht kam und in ihre Arme schlüpfte. Angeschmiegte zerbrechliche Gestalten, noch warm vom Schlaf und mit diesem bestimmten Geruch, den man nicht beschreiben konnte, irgendwie arglos und sehr jung. Sie genoss den Moment, denn er würde nicht lange währen. Bald würden sie zappeln und sich ihr entwinden, wieder mutig genug, bereit für den neuen Tag, bereit für all die wilden Abenteuer.

Am Frühstückstisch herrschte der übliche Lärm, knapp an der Grenze des Erträglichen. Wer noch nie in einem Ferienlager gewesen war, hatte nicht ansatzweise eine Ahnung davon, was man mit Essen anstellen konnte. Brot wurde zu Kugeln geknetet und weggeschnippt, Nutella in fremde Krügen geschmiert, Hefezopf in Flocken gezupft und über den Tisch gepustet. Sascha sparte sich die Ermahnungen und tauschte nur einen kurzen Blick mit Manfred, dem Ältesten im Betreuersteam. Manfred war schon fast dreißig und sturmerprobt, nichts konnte ihn aus der Ruhe bringen. Die Kinder liebten ihn, wegen seiner Zahnücke, durch die er pfeifen konnte, und wegen seiner Dreadlocks. Er grinste, blieb völlig unberührt von dem Chaos.

Es war schon nach elf, als Sascha spürte, dass etwas nicht stimmte. Die Kinder wetzten um sie herum, spielten eine Art Völkerball ohne verbindliche Regeln. Zwei der größeren Jungen begannen einen Streit um den Ball, der eine kniff den anderen in den Arm, und der haute ihm eine runter. Harmlos. Die anderen Kinder johlten begeistert.

Dennoch war etwas anders. Sascha sah sich um. Ruth und Jonathan standen nicht weit entfernt, die Kinder im Blick, auf ihren Gesichtern nicht die geringste Spur von Besorgnis. Ruth war mit wenigen Schritten bei den beiden Streithähnen, zerrte sie auseinander und stellte sie zur Rede. Ihr Ärger aber war gespielt, sie wirkte entspannt und gelöst. Ute und Manfred klapperten hinter dem Küchenhaus mit dem Frühstücksgeschirr herum, sie waren nicht zu sehen, aber zu hören: ein helles und ein dunkles Lachen, keine Bedrohung, nichts.

Nicht eine einzige Wolke warf einen Schatten, der ihr plötzliches Frösteln hätte erklären können. Niemand Fremdes zu sehen, keine Gefahr weit und breit. Aber dennoch. Die Härchen auf ihren Armen stellten sich auf, und ihr war mit einem Mal ganz elend. Tief in ihrem Magen zog und zerrte etwas, nagte sich in ihr Inneres, und sie fuhr sich über die Stirn, einmal, zweimal, rieb sich die Augen. Was stimmt nicht mit dir?, fragte sie sich. War sie überreizt, angespannt? Etwas war anders, sie spürte es. Sie sah sich um. Nichts als unschuldige, frohe Gesichter. Helles Sonnenlicht. Der Geruch von Gras. Von Sommer. Alles, wie es sein sollte.

Trotzdem war da diese Bedrohung, etwas brannte sich in ihr Hirn, durch alle Schichten, bohrte sich in ihren Kopf. Etwas, das sie nicht wahrhaben wollte. Etwas, das nicht wahr sein durfte. Panik kroch ihr sauer die Kehle hoch, es war etwas Schlimmes, etwas ganz und gar Schreckliches, das wusste sie,

und die Erkenntnis war schon nahe. Gleich würde nichts mehr so sein wie vorher. Nie wieder.

Ruth schien sie beobachtet zu haben, besorgt runzelte sie die Stirn. Sie sagte etwas zu Jonathan, kam dann zu ihr, berührte ihre Schulter, wie um sie aus einem schlechten Traum zu erlösen. Sascha spürte die kühle raue Hand auf ihrer Haut. Sah, wie sich Ruths Mund bewegte, fühlte mehr den Luftzug, als dass sie die Worte hörte, die ihn verließen. Am Rande ihres Blickfelds der rote Ball, der über das stoppelige Gras auf sie zurollte. Ein roter Ball. Ein hellroter Badeanzug. Ein Mädchen in einem roten Badeanzug, das nicht lächeln wollte. Und dann wusste sie es. Friederike. Sie hatte Friederike heute Vormittag noch nicht gesehen.

»Friederike.« Sie flüsterte erst, dann rief sie lauter: »Friederike.« Ihre Kehle war so furchtbar eng. Sie bekam keine Luft, und in ihrem Kopf summt es wie verrückt, aber sie musste rufen. »Friederike!« Sie schrie jetzt.

Jonathan starrte sie irritiert an, aber Ruth verstand sofort. Sie drehte sich um und rannte los.

Sie suchten und suchten. Sie suchten in den Zelten, in den Waschräumen, auf dem ganzen Gelände. Die Kinder, erst irritiert, dann begeistert und mit Feuereifer, ohne im Entferntesten den Ernst der Lage zu begreifen, schließlich erschöpft und unleidlich.

Sie liefen am Strand entlang, immer wieder auf und ab. Hinter jedem Baum, jeder Biegung hofften sie, sehnten sie die kleine Gestalt herbei, die sich aus dem Schatten eines Strauchs schälen, aus einer Mulde im Sand erheben würde, müde und schuldbewusst, aber erleichtert, sie alle zu sehen. Sascha stellte sich den Moment vor, sah ihn in aller Klarheit. Sie würde das

Mädchen ins Lager tragen, es festhalten und ihm keine Fragen stellen, das versprach sie Friederike lautlos. Keine Standpauke, komm nur einfach zurück.

Es durfte nicht sein, nicht wahr sein. Wie ein Mantra sagte Sascha sich die Worte vor, immer wieder glitten sie durch ihren Kopf in ihren Mund und über ihre Lippen, aufgereiht wie Perlen an einer Schnur. Sie spürte, wie Zweige gegen ihre nackten Beine klatschten, wie Brennesseln ihr die Haut versengten, wie die Riemen ihrer Sandalen ihr die Füße wund rieben, sie spürte es und auch wieder nicht. Der Schmerz war viel zu weit weg, um sich über ihn Gedanken zu machen. Sie kämpfte sich durch das kleine Wäldchen südlich des Lagerplatzes. Hier war sie zwar mit den Kindern nie gewesen, aber wer wusste schon, wohin Friederike gelaufen war, wer oder was sie von vertrauten Wegen gelockt hatte.

Sie hatte das Wäldchen durchquert, keine Spur von Friederike. Unter freiem Himmel, in der fahlen Sonne, blieb sie stehen, atmete hart und gepresst, die Hände auf die Oberschenkel gestützt. Der Schweiß lief ihr den Nacken herunter, und ihre Leinenbluse klebte an ihr wie eine zweite Haut.

»Sascha!« Das war Manfreds Stimme. Rau. Ernst.

Sie fuhr herum. »Habt ihr sie gefunden?« Sie sah in seinem Gesicht, dass es nicht so war.

Er kam auf sie zu, packte sie am Arm. »Du musst dich zusammenreißen. So kannst du nicht ins Lager zurück. Du machst den Kindern Angst.« Sein Gesicht schien plötzlich so weit weg. Es zerfiel in seine Einzelteile wie ein durcheinandergeratenes Puzzle. »Sascha!« Er schüttelte sie. »Hörst du mir überhaupt zu? Du stehst ja komplett neben dir. Wir wissen nicht, was geschehen ist. Vielleicht ist sie einfach nur weggelaufen. Sie kann überall sein. Es geht ihr gut, da bin ich mir sicher.«

»Einfach nur weggelaufen?« Sie schrie ihn an, und ein Speicheltropfen landete auf seiner Stirn. Es war ihr egal. »Friederike ist weg. Sie ist nicht in der Nähe des Lagers. Sie ist irgendwo, ganz allein, und sie hat bestimmt wahnsinnige Angst. Vielleicht hat sie sich verlaufen, aber vielleicht hat sie auch jemand mitgenommen. Kapierst du das, vielleicht hat sie jemand verschleppt!« Sie hörte selbst, wie ihre Stimme sich immer höher quälte und schließlich kippte.

»Verdammt, Sascha, wenn du rumheulst, wird es dadurch auch nicht besser. Reiß dich zusammen.« Manfred klang fast flehend, und sie sah in seinen Augen, weit offen und wässrig glänzend, dass er genauso panisch war wie sie. »Wir wissen nicht, was mit Friederike ist. Wo sie ist. Aber das ist kein Grund, jetzt durchzudrehen.«

Sie schüttelte den Kopf, was redete er da? Kein Grund durchzudrehen? Natürlich war es möglich, dass Friederike einfach weggelaufen war und jetzt bockig hinter irgendeinem Busch kauerte, zerstoichen von Mücken, hungrig und müde, aber heil und gesund. Oder sie war von einer der Familien aus dem Dorf aufgelesen worden und saß vergnügt bei Kuchen und Limonade auf einer sonnigen Terrasse, während sich eine hilfsbereite Ersatzmutter durch die Instanzen telefonierte.

Vielleicht, vielleicht. Vielleicht lag sie aber auch mit gebrochenen Knochen und blutiger Stirn in einem Straßengraben. Vielleicht trieb sie kalt und leblos im Wasser, schwappte mit den Wellen auf und ab, weit draußen vor der Küste. Oder kauerte frierend in einem dunklen Kellerraum, eine kratzige Wolldecke auf der nackten Haut, und schreckliche Menschen warteten nur darauf, ihr schreckliche Dinge anzutun.

Sascha spürte, wie ihre Beine schwach wurden. Was sollte sie tun? Was tat man in solch einem Moment, wenn die Welt

sich zu einem schwarzen Loch zusammenzog? Sie war schuld. Sie hatte versagt. Mit angstkalten Händen fuhr sie sich übers Gesicht, wischte sich den Schweiß und die Tränen aus den Augen. Sie musste atmen. Und nachdenken. Beides war so schwer.

## 6

Als sie ins Lager zurückkehrten, war es früher Nachmittag. Blasses Licht lag über dem Zeltplatz; Strandlaken und kleine Badeanzüge, an der Wäscheleine aufgereiht, setzten im Wind schwankende Farbtupfer. Von irgendwo wehten Fetzen eines hellen Lachens herüber, das sogleich verstummte.

Sascha spürte, wie dieses falsche Idyll all die Kraft aus ihr saugte, die noch in ihr war. Alles war so schön, an der Oberfläche, so normal und ruhig. Doch darunter, wie ein dunkler Sog, der alles verschlingen wollte, die Angst.

Jonathan trat auf sie zu, das gelockte, schon etwas schütterere Haar zerwühlt, das sonnengebräunte Gesicht fahl. »Nichts in den Krankenhäusern. Nichts aus der Umgebung. Die Polizei kommt jetzt her.«

Sie wollte antworten, wusste aber nicht, was sie sagen sollte. Da waren keine Worte mehr in ihrem Kopf, kein einziges, das auch nur im Ansatz hätte ausdrücken können, was sie fühlte. Also nickte sie nur.

Später saß sie auf dem Boden neben einem der Zelte, ließ alles geschehen, ließ das Chaos und die Panik geschehen, als ein Mann sie ansprach.

»Frau ... äh ... Götz? Sascha Götz?«

Sie sah nicht hoch, nickte nur.

»Mein Name ist Ulrich Wedeland, ich bin von der Kriminalpolizei. Dürfte ich Sie bitten, kurz mit mir zu kommen?«

Sie musste. Es ging nicht anders. Sie stemmte sich hoch, folgte dem groß gewachsenen Polizisten über die Wiese. Er war blass und irgendwie teigig, die farblos braunen Haare aus dem Gesicht gekämmt. Alles an ihm wirkte traurig, resigniert, die Schultern hingen herab, aus gutem Grund wahrscheinlich, Tausende von tragischen Augenblicken, die sie nach unten drückten.

Sie setzten sich an einen der orangefarbenen Holztische, an denen am Morgen noch die Frühstücksrunde gelärmt hatte. Die Sonne schien dem Polizisten ins Gesicht, und seine große Nase glänzte auffällig. Sie würde sich auf die Nase konzentrieren, vielleicht half es.

»Frau Götz.« Er versuchte, ihren Blick einzufangen, aber sie starrte weiter geradeaus. »Der Name des Mädchens ist Friederike Baumgart. Richtig?«

Sascha nickte.

»Wissen Sie ihr exaktes Alter?«

»Sie ist sechs. Wann sie Geburtstag hat, weiß ich nicht auswendig. Ich kann nachsehen.«

Der Polizist schüttelte kaum merklich den Kopf. »Später. Frau Götz, einer Ihrer Kollegen hat uns eine vorläufige Beschreibung des Mädchens gegeben. Ungefähr eins zwanzig groß, etwa zwanzig Kilo schwer. Schulterlange braune Haare, blaue Augen. Haben Sie etwas hinzuzufügen? Jede Information ist wichtig.«

Den letzten Satz hatte er unerwartet sanft gesagt. Sie ließ jetzt zu, dass er ihr direkt in die Augen sah, erkannte, dass er begriff. Dass sie kurz davor war loszuschreien.

»Frau Götz, alles, was Sie aussagen, hilft uns weiter. Wissen Sie, welche Kleidung Friederike trug, als sie verschwand?«

Sie atmete tief in den Bauch hinein, einmal, zweimal. Die Panik musste warten.

»Grau.«

»Wie bitte?«

»Ihre Augen sind grau. Nicht blau.«

Wedeland machte eine Notiz, aber sie verstand, dass es wohl mehr ihrer Ermutigung diene. Die genaue Augenfarbe spielte keine Rolle.

»Sehr gut.« Wedeland räusperte sich. »Weiter?«

»Was sie anhatte ...« Sie zögerte. »... anhat, weiß ich nicht. Gestern zur Schlafenszeit trug sie, glaube ich, einen pinkfarbenen Jogginganzug. Aber ich habe keine Ahnung, ob sie darin ...«

»Schon gut.« Wedeland unterbrach sie. »Wir werden nachsehen, ob der Jogginganzug unter ihren Sachen ist. Hat Friederike irgendwelche auffälligen Merkmale? Einen Leberfleck, eine Narbe?«

»Es tut mir leid. Ich kenne sie doch erst seit wenigen Tagen. Es kann sein, dass sie einen Leberfleck am Arm hat, aber es könnte auch eines der anderen Mädchen sein.« Vage wies sie in Richtung der Zelte.

»In Ordnung.« Wedeland sah auf. »Können Sie mir etwas über Friederikes Wesen sagen? Ist sie selbstbewusst, abenteuerlustig? Hat sie bereits einmal versucht abzuhausen?«

»Nein. Nein. Sie ist ein ruhiges, zurückhaltendes Mädchen. Vorsichtig, ein wenig scheu.«

»Streit mit den anderen Kindern gab es nicht?«

»Nein, bestimmt nicht.«

Der Kommissar legte die Stirn in Falten. »Dann würde ich jetzt gerne Ihre Einschätzung hören. Haben Sie eine Vorstellung, wann und wie Friederike verschwunden ist? Wie es dazu kommen konnte?«

Sascha fuhr sich durchs Haar und presste sich dann die Handballen auf die Augen. »Ich weiß es nicht.« Sie flüsterte jetzt. »Ich müsste es wissen, aber ... ich kann es mir nicht erklären. Ich habe den letzten Teil der Nachtwache gemacht. Von drei bis zur Aufstehzeit um sieben. Ich habe die Kinder gezählt, und alle waren da. Alle!«

»Wann haben Sie nachgezählt?« Die Stimme des Kommissars klang, als läge er auf der Lauer. Er witterte etwas.

Sie holte tief Luft. »Etwa um halb vier.«

»Und alle waren da?«

»Alle!« Sie war sich so sicher, wollte sich sicher sein.

»Und am Morgen? War Friederike da, als es Frühstück gab?«

Sascha senkte den Kopf. Die Farbe der Tischplatte brannte sich in ihre Augen, sie sah nur noch Orange, Orange mit schwarzer Maserung. »Ich ... ich habe sie den ganzen Vormittag nicht gesehen, nicht bewusst jedenfalls. Und nachgezählt haben wir morgens nicht noch einmal.«

»Sie haben nicht noch einmal ...«

»Das sagte ich doch!« Sie knetete ihre Hände. »Ich habe nachts gezählt und danach die Zelte nicht aus den Augen gelassen. Da musste ich doch annehmen, dass alle da sind.«

»Und um elf haben Sie bemerkt, dass Friederike fehlt?«

Erst um elf Uhr. Das war es, was er eigentlich meinte. Auch wenn er es nicht aussprach und seine Miene unbewegt blieb. Sie hörte den Vorwurf laut und deutlich heraus, als hätte er sie bei den Schultern gepackt und es ihr ins Gesicht geschrien.

»Ja. Um elf.«

»Also ist Friederike Ihrer Einschätzung nach zwischen sieben und elf Uhr verschwunden?«

»Nein! Ich meine, das kann nicht sein. Wir waren immer um die Kinder herum, sobald sie wach waren. Wir«, sie fuhr sich

hastig über die Stirn, »also Ruth und ich, waren mit den Mädchen im Waschraum. Manfred und Jonathan mit den Jungs.«

»Es ist also ausgeschlossen, dass Friederike nach sieben Uhr verschwunden ist?«

Sie schloss die Augen. »Ich kann nicht sagen, dass es ausgeschlossen ist. Vielleicht habe ich mich kurz auf eines der anderen Kinder konzentriert, und ... Aber ich glaube es nicht«, schob sie schnell hinterher. »Wirklich nicht.«

»Frau Götz.« Wedeland legte den Stift auf die Tischplatte und faltete die Hände. »Das ist jetzt sehr wichtig. Haben Sie zu irgendeiner Zeit während Ihrer Nachtwache Ihren Platz verlassen? Oder sich ablenken lassen? Mussten Sie vielleicht auf die Toilette und haben ...«

»Nein.« Sie schluchzte auf, trocken und kratzig, sie hörte selbst, wie verzweifelt sie klang. »Ich habe die Kinder gezählt. Alle waren da.«

»Könnten Sie sich verzählt oder übersehen haben, dass ein Kind fehlte? So etwas passiert.«

»Natürlich ist das theoretisch möglich ...« Sie brach ab. Der Kommissar brachte sie noch mehr durcheinander, als sie es ohnehin schon war. Es war offensichtlich, dass er ihr nicht glaubte, und sie war kurz davor, sich selbst nicht mehr zu glauben.

»Gut. Beruhigen Sie sich erst einmal. Überlegen Sie, ob Ihnen nicht doch noch etwas einfällt. Irgendetwas.« Wedeland klappte sein Notizbuch zu und erhob sich schwerfällig. »Und bitte bleiben Sie in der Nähe.«